Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

212 (12.9.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Reichstagssorgen vor 60 Jahren

Geradezu phantastische Begriffe müssen im Geburtsjahr des ersten tschen Reichstags vor rund 60 Jahren in manchen Köpfen von t Obliegenheiten geherrscht haben, die in das Arbeitsgebiet der lksvertreter fielen. Vielfach scheint man das neue deutsche Parament nicht nur als oberste Instanz in allen möglichen und unmögen Angelegenheiten, sondern auch als williges „Mädchen für es" betrachtet zu haben, dessen Pflicht und Schuldigkeit es war, sich die kleinsten Sorgen der Bürger zu kümmern. Mit den Jahren d der längeren parlamentarischen Tradition wuchs wohl auch in breiten Volksmasse das Verständnis für die Stellung des Reichses als Machtausdruck des Staates, das Wissen um Zuständigkeit d Abgrenzung seiner Arbeitgebiete. Kurios und grotesk aber sind Dinge, die im ersten Sessionsjahr 1871 als „Petitionen" an Reichstag geschickt und hier, wenn auch meist nicht verhandelt, so h fein säuberlich abgeschrieben, nach Name und Wohnort des Einders, Art und Inhalt des Schreibens einregistriert und als Erzungsblätter zu den Verhandlungsberichten gedruckt wurden. er eine vergnügliche Stunde erleben will, der blättere in den alten inden . . . .

Die Kennzeichnung der Einsendung als „unverständlich" ist häufig zutreffen. Daneben gibt es eine Anzahl „unverständliche religiöslitische Betrachtungen", die sogar von Amerika herübergesandt rden. Zahlreiche Handwerker bitten um Erlaubnis zur Ausung ihres Berufes. So ersucht ein Mann aus Kassel den Reichs um Zulassung zum Schornsteinfegergewerbe. Solche Petitionen d noch am vernünftigsten. Merkwürdiger berührt schon die Bewerde eines Malers aus Bunzlau „wegen angeblicher Gefangenltung und Verfolgung durch thierischen Electro-Magnetismus". r Gemeinderat zu Empfingen in Hohenzollern bittet dagegen — s an dieser Stelle besonders paradox wirkt — um Erlaß eines Ges zum Schutz gegen — — — Querulanten. Ein ganz revotionärer preußischer Freiherr empfiehlt dringend die Abschaffung des Adels und Einführung eines allgemeinen Bürtums zur Sicherung des inneren Friedens". Ein Schuhmacherselle beschwert sich wegen seiner Irrsinnigkeitserklärung durch den Herrn Kreisphysikus". Der Nationalökonom Bennecke zu Berlin t zur „Ausscheidung aller fremden Elemente aus dem Deutn Reich" und greift damit der Weltgeschichte, die seinen Gennungsgenossen Hitler erst später geboren werden ließ, ein wenig r. Herr Lehrer Scharbisch aus Leibsch bringt es fertig, den Reichsg einfach anzupumpen, indem er — ohne sein Gesuch näher zu gründen — um Gewährung eines Darlehens bittet. Ein Mann s Frankenstein stellt die ganz moderne Forderung, ein Zeugenid aufzuheben; ein anderer Bürger aus Krefeld sendet einen chrieb, der die seltsame Kennzeichnung erhält: „Betrifft die Lehre m der Unfehlbarkeit des Papstes" — eine Angelegenheit, die vom rbeitspensum des Reichstags immerhin recht weit entfernt gelegen iben dürfte. Ein ausführliches und zu Herzen gehendes Gesuch ndet der Salzsteuerkontrolleur Stammberger aus Traunstein; er ttet um Schadloshaltung für die „Unbill" (?), die er im Jahre 32 — also fast 40 Jahre zuvor — „wegen seiner Teilnahme am Hambacher Volksfest" erleiden mußte. eUr endlich beschwert sich der chuhmachermeister Haschke zu Züllichau bitter darüber, daß sein eunjähriger Sohn nicht aus der Volksschule in die Bürgerschule ersetzt wurde. . .

Heute lächeln wir über vieles, was sich im Rahmen des ersten eutschen Reichstags abgespielt hat. Werden auch unsere Enkel über anches aus dem Reichstag lächeln, den unsere Zeit der Geschichte berliefert?

„1914"

Der Kabinettskandal im „Deutschen Theater"

Es scheint jetzt Mode zu werden, sich hinter einem Pseudonym u. verstecken, das die Autoren unauffindbar macht. Entweder — hre Stücke sind so schwach, daß sie nicht wagen, zu ihnen zu stehen der sie wollen die interessante Sphinx markieren wie einstmals Ferdinand Bruckner. Nun, dieser Georg Wilhelm Müller, der sein Drama eng an Emil Ludwigs Dokumentenbuch „Juli 1914" anehnt, sodaß sich Ludwig ausdrücklich gegen die Autorschaft verahren mußte, interessiert uns nicht weiter. Wir werden uns eine Mühe geben, ihn zu identifizieren.

Das brennendste, immer wieder alarmierende Ereignis des Jahrhunderts: den Juli 1914, da aus dem Schacher, Intrigieren, Kriegsgrößenwahn der Kabinette und Generäle ein nie wiederutzumachendes Völkermorden entstand — dieses rücksichtslos Epochen wendendes Geschehen zu einer trockenen Schullesebuch-Angelegenheit zu machen, illustriert mit den bunten Bildern eines Panoptikums, eines Puppentheaters — dazu gehört schon eine tüchtige Portion akademischen Stumpfsinns. Diese Art bürgerlichen Zeittheaters ist tragikomisch. Auf der einen Seite die gute Absicht, belehrend, aufklärend, versöhnend zu wirken — auf der anderen die Kompromißsucht, Angst, durch Ehrlichkeit Abgründe aufzudecken. Waren das wirklich die Ursachen des Krieges, die operettenhaften Saufereien in Petersburg, die Militärmusik in Potsdam, die Verantwortungslosigkeit in Wien, der Blutrausch in Paris? Konnten ein paar gesalbte Häupter, ehrgeizige Offiziere und windelweiche Diplomaten ganz Europa in einem Feuermeer ersticken? Dahinter steckt etwas ganz anderes, eine Macht, die hinter den Kulissen bleibt, die diese uniformierten Harlekine wie Marionetten bewegt — die Oelkonzerne, die Rüstungsindustrie, das internationale Kapital. Kein Wort wird hierüber gesagt, kein Wort auch über die Massen, die als Schlachtvieh vor die Kanonen geschoben werden — die Lautkulisse gelegentlichen Hurrahgebrülls ist die einzige Betätigung der Völker. Aber auch, wo Müller in seinem engen Milieu bleibt, ist er ein tintenfingriger Schulmeister. Nichts von der zitternden, fiebrigen Atmosphäre, aus der das Gewitter der Mobilisation platzte, nichts von den Schwingungen der Nerven, der Zeit, der Weltgeschichte — nur dürre Worte dürrer Diplomaten, die, je weniger sie sich an die Dokumente halten desto mehr zu Papier werden. Ein Dichter ist dieser Müller nicht, auch kein Reporter — dazu fehlt ihm der Schwung. Und zum Historiker mangelt ihm der Weitblick — also was bleibt? Ein geschicktes Theaterstück? Gewiß, manche Szenen wie die Erschießung Jaurès' in einem Pariser Cafehaus lösen Beifall aus, aber ein anderer, ein Besserer hätte mit einer Sache, die unsere Sache ist, das Publikum packen und zum Rasen bringen können. Vielleicht war es so diesem Publikum blasierter Fracks und Abendtoiletten lieber. Aufregung verwischt den Puder um die Augen. Und der Krieg ist doch schon sooo lange her . . .

Dementsprechend hielt sich Gründgen's Regie in der gemäßigten Zone liberaler Bankiers und filmhafter Dekoration. Die Spieler sagten ihre Sprüchlein mit Anstand und in guter Maske her. Max Reinhardt hat für eine Weile den Forderungen an Aktualität Rechnung getragen — wenigstens auf seine Weise. Jetzt kann er seine Bühnen wieder für erotische Plaudereien und katholische Mysterien reservieren.

H. E.

Der Völkerbund tagt

Wer kann sich in Deutschland eine Stadt ohne Wohnungsnot vorstellen? In Genf werden mit Aufwand von viel Reklame mehr Wohnungen angeboten, als in einer Stadt gleicher Größe in Deutschland gesucht werden. Und gerade Genf hat eine Raumnot, die ausgerechnet seiner wichtigsten Einrichtung gilt. **Für die Vollversammlung des Völkerbundes ist kein geeigneter Saal da.** Man hat sie 10 Jahre lang im Reformationssaal abgehalten, aber niemand fand die Zustände dort besonders befriedigend. In diesem Jahre nun findet die Tagung zum erstenmale in einem anderen Saale statt. Die Stadt Genf hat ihr „Bâtiment électoral", einen Monumentalbau am schönsten Platze gegenüber der Universität, zur Verfügung gestellt, in dem sonst die Wahlen zu den Regierungskörpern des Kantons und des Bundes stattfinden. Bis zur Fertigstellung des neuen Völkerbundspalastes, mit der trotz aller optimistischen Versicherungen der Architekten nicht vor 1935 gerechnet werden kann, sollen nun die Vollversammlungen und die Internationalen Arbeitskonferenzen in diesem Hause stattfinden. Im Park „Ariana", dem großen Baugelände des neuen Palastes, sind bisher nur einige Vermessungspfosten und kleine Gräben zu sehen, aber vom Beginn nennenswerter Erdarbeiten ist noch lange keine Rede.

Das „Bâtiment électoral" ist ein großer, moderner Bau mit etwa einem Drittel mehr Raum als der Reformationssaal. Man hat in den großen Saal einen geräumigen Sitzungsraum aus Holz und Asbest für die Delegationen eingebaut, dazu aufsteigende Diplomatenlogen im Hintergrund und terrassenförmige Ränge für das Sekretariat und die Sachverständigen der Delegationen. Vor all dem erhebt sich ein doppelter Aufbau im Stile unserer Parlamente für den Vorsitzenden und das Präsidium. Die Presse besetzt die Emporen zu beiden Seiten vorn, während der Hintergrund der Galerie nicht eben übermäßig viel Platz gewährt für die Vertreter der Völkerbundsorganisationen und das Publikum. Wer die engen Verhältnisse im Reformationssaal kennt, ist von den großen Vorzügen dieser Neuordnung sofort beim Eintritt in den Saal überzeugt. Hier also wird die interessanteste weltpolitische Debatte dieses Jahres geführt werden, nämlich über das Schicksal einer engeren europäischen Zusammenarbeit.

*

Das zentrale **Opiumskomitee** hat noch rasch vor der Versammlung seine Statistiken geprüft und einige vorsichtige Berichte über seine Arbeiten herausgegeben. Die wichtigste Frage, nämlich die, welche Länder nun eigentlich zu große Vorräte und einen zu großen Verbrauch haben, konnte natürlich wiederum nicht beantwortet werden. Aus allen Ziffern ergibt sich jedoch klar, daß außer Opium alle anderen Rauschgifte seit den obligatorischen Berichten der Genfer Konvention abgenommen haben, und daß ein beträchtlicher Teil der Umsätze in den **illegalen Handel** abgedrängt worden ist. In **Deutschland** interessieren sich herzlich wenige Leute für die Opiumfrage. Dafür ist sie aber umso wichtiger für England und Amerika. Wenn man nur weiß, daß England aus seinem Opiumgeschäft jährlich etwa ein Drittel der Unkosten für seine Kolonien deckt und in U.S.A. infolge des Alkoholverbotes der Verbrauch von Rauschgiften immer mehr überhandnimmt, so begreift man dieses Interesse ohne weiteres.

In den Opiumkommissionen dominiert natürlich **England.** So wird sehr viel von Heroin, Cocain, Haschisch und Morphium geredet, deren Verbrauch die englische Opiuminteressen schädigt, und es scheint dem Zuhörer dieser Aussprachen manchmal so, als ob alles Rauschgiftelend in der Welt nur von diesen Drogen allein herkomme. Daher hat ja auch einmal ein amerikanischer Bischof eine solche Konferenz unter Protest verlassen und die ganze Behandlung der Frage als Schwindel erklärt. Dieser gute Bischof wußte wahrscheinlich nicht, daß in seinem so frommen Lande die Alkoholschmuggler den Kampf gegen die anderen Rauschgifte finanzieren, damit die Leute nicht schnupfen oder spritzen oder rauchen, sondern lieber recht viel Alkohol vertilgen sollen.

Herr Lyall ist ein sehr lebenswürdiger Herr, mit der Verbindlichkeit und dem Humor des Engländers. Er hat ein Leben lang in Zollverwaltungen gesteckt und kennt die Kniffe des legalen und des illegalen Handels. Herr Lyall ist Präsident der Zentral-Opium-Kommission. Er meint es gewiß ernst mit seiner Aufgabe. Aber bei all seinem Bemühen muß er mit der Resignation des Wissenden allen Fragen der versammelten Journalisten entgegenhalten, daß nur einige **Hoffnung** bestehe auf bessere Ergebnisse der Kontrolle von Anbau, Herstellung und Handel mit Rauschgiften. Was mit anderen Worten besagt, daß **Geschäft über Moral** geht, solange diese Gesellschaftsordnung mit ihrer Profitgrundlage besteht.

*

Wo liegt **Kuba?** So ganz sicher wissen das beträchtlich viele Zeitgenossen nicht. Man kennt vielleicht Havannah-Zigarren oder hat mal was von Rebellionen auf dieser Insel gehört, aber daß dieses Land nachhaltig in die internationale Politik eingreifen könnte, lag doch wohl nicht so ohne weiteres im Vorstellungsbereich der meisten Europäer. Nun aber hat gerade Kuba die Inkraftsetzung der Revision des Statuts des Internationalen Gerichtshofes im Haag durch seine jüngst veröffentlichte Note aufgehalten. Wieder einmal ist es ein lateinamerikanischer Staat, der dem Völkerbund eine harte Nuß zu knacken gibt, wie ja auch seiner Zeit Brasilien den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund um ein halbes Jahr verzögert hat. Man muß sich bei solcher Wiederholung an die einfache Tatsache erinnern, daß eben jedes Land im Völkerbunde seine politischen Interessen zu fördern sucht. Das wirtschaftlich unentwickelte Brasilien sah damals in Deutschlands ständigem Ratssitz eine Bedrohung des Interesses an einer Unterstützung der Entwicklung Südamerikas: Kuba sieht ähnlich in gewissen Bestimmungen des Revisionsprotokolls eine Vorherrschaft Europas, die sich bei der möglichen Entscheidung von Streitfällen ungünstig für die aufstrebende Inselrepublik auswirken könnte.

*

In allen Phrasen von „nächsten Zielen der deutschen Außenpolitik" fehlt so verhängnisvoll jedes Wort über die andere Seite, gegen die oder mit der diese Ziele verwirklicht werden müssen. Wenn man sich nur einige Minuten abseits vom Wahlkampf einmal wenige Züge internationaler Beziehungen in all ihrer Kompliziertheit durch den Kopf gehen läßt, dann weiß man sehr schnell zwischen Schlagwort und Praxis zu unterscheiden.

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Nack

Copyright 1930 by Ernst Oldenburg, Leipzig.

6 (Nachdruck verboten)

Seit zwei Tagen fahndete die Polizei auch nach Professor Perraud.

Daß man den auch nicht fand, war vielleicht noch blamabler.

Wer weiß wo der hingeraten war! Am Ende war er seiner trauernden Madeleine durchgebrannt und vergnügte sich irgendwo mit einem Kätzchen, während man ihn hier — zum Teufel mit der Arbeit! — im Schweiße seines Angesichts suchte?

So kam es, daß Wand an Wand mit Fabre noch ein zweiter ganz gotteslästerlich wetterte und fluchte: Inspektor Marcel Duprez.

IX.

Die Fächer der Palmen wippten in der linden Brise, die aus blauem Himmel über blaues Meer gestrichen kam.

Blumen in allen Nuancen schmückten die gepflegten Anlagen des Kasinoparkes in Monte Carlo. Baumstarke Kakteen und Agaven hielten dazwischen ernsthafte Wache und in dem künstlichen Bächlein, das unter zierlichen Brücken plätscherte, glitzerten rotgelbe Goldfische.

Und über alledem glühte freigebig die Sonne — ein jubelndes Bachanal von Licht und leuchtenden Farben.

Auf der Terrasse des Café de Paris — gegenüber der weltberühmten Spielhölle — war kaum ein Plätzchen frei. Hier erholten sich bei den Rhythmen der neuesten Schlager die Roués der grünen Tische von den Strapazen des Bac und der Roulette; hier wurden noch in aller Eile Wahrscheinlichkeitsrechnungen aufgestellt und unermüdlich Systeme ausgeklügelt, alle dazu bestimmt, die Bank von Monto Carlo zu sprengen; hier wurde aber auch ebenso unermüdlich angebandelt und geflirtet. —

An einem kleinen Tischchen saß ein einzelner Herr. Mancher aufmunternde Blick aus schönen Frauenaugen flog zu ihm herüber. Begreiflich, denn er besaß das, was man eine blendende Erscheinung nennt. Groß — sportgestählt — braungebrannt — konnte man ihn für einen Tennismatador halten, der die Rivieratourniere abgraste.

Das blonde Haar trug er glatt zurückgekämmt und aus seinem glattrasierten, offenen Gesicht, das ein kühngeschnittenes Profil zeigte, lachten zwei freundliche graublaue Augen, denen man es schwerlich zugetraut hätte, daß sie auch so hart und kalt schauen konnten, um die schwersten Jungen erbeben zu lassen.

Ralph Moon machte schon seit Tagen nichts; rein gar nichts.

Dadurch unterschied er sich von allen anderen Gästen Montes freilich in keiner Weise. Bloß empfanden die anderen ihr Golf, das Spiel, die five o'clock teas als wichtige Beschäftigung, während Moon mit Bewußtsein faulenzte.

Er durfte sich das auch leisten; einige Tage des Ausspannens hatte er redlich verdient.

Nach Wochen aufreibender Tätigkeit war es ihm geglückt, verwegene Bankräuber zur Strecke zu bringen und sie hier in Monaco, dem idealen Rahmen für mondäne Glücksritter, zu verhaften.

Sie hatten ihm schwer zu schaffen gemacht; nun aber rollten sie in sicherer Obhut ihrer Heimat und ihrer Verurteilung entgegen.

Die Presse aller Länder berichtete bereits über das neue Bravourstück des Detektivs und sang seinem kriminalistischen Genie wahre Lobeshymnen. Was aber mehr wog: Moon, der Bescheidene Selbstkritische, war diesmal selbst mit sich zufrieden.

Kurz — er durfte mit gutem Gewissen auf seinen Lorbeeren ausruhen. Das Ausruhen besorgte er mit gründlicher Gewissenhaftigkeit.

Der Beruf hatte ihn an die Riviera geführt, nun wollte er auch die Tage der Rast hier verbringen.

Zuhause, in Hamburg, wäre es mit dem Ausspannen ja doch nichts gewesen!

So oft er auch versuchte, sich vor der Außenwelt in seiner Junggesellenwohnung am Alsterbassin zu verschanzen — es mißlang immer kläglich. Da raste das Telephon, da schwirrten Telegramme und Aufträge ins Haus und ehe er sichs versah, steckte er auch schon bis zum Hals in der Fron seines aufregenden Metiers und schuftete.

Doch — Ralph Moon beklagte sich nicht über seinen Beruf. Er liebte ihn. Zu anderem bestimmt, hatte er sich diesen Beruf, nach Kämpfen mit Vater und Familie selbst gewählt.

Moon stammte aus einem alten Patrizierhause. Soweit die Tradition der Moons zurückreichte, hatten alle männlichen Mitglieder der Familie Handel getrieben, die weiblichen Sprossen aber — Kaufleute geheiratet.

Nur Ralph war das schwarze Schaf.

Die Moons waren eigentlich ein englisches Geschlecht; erst Ralphs Großvater war nach Deutschland ausgewandert, hatte sich in der Hansestadt niedergelassen.

Hier in Hamburg hatte er sein Geschäft großzügig ausgestaltet, hatte Import und Export getrieben und hatte mit der ganzen Welt in Verbindung gestanden; nicht nur brieflich. Er hatte weite Geschäftsreisen unternehmen müssen — nach Amerika — nach dem Orient, ja bis nach Japan.

Genau so hatte es sein Sohn, Ralphs Vater, gehalten und vom Enkel erwartete man ein Gleiches.

Anfangs schien auch alles, ganz der Familientradition gemäß, wie am Schnürchen zu gehen. Ralph absolvierte seine Schulen, arbeitete dann in der Firma, nahm seinem alternden Vater die Geschäftsreisen ab und ließ sich, wie es so schön heißt, den Wind aller Erdteile um die Nase wehen.

Er lernte Land und Leute kennen, ihre Sitten und Sprachen und wurde dank seiner raschen Auffassungsgabe ein tüchtiger Vertreter der Moonschen Sippe.

Doch eines schönen Tages warf der junge Herr den ganzen Krempel hin. Die Romantik, die trotz aller Gründlichkeit latent im Betriebe der Exportfirma steckte, die Abenteuerlust im Blute der Kauffahrteiherren schlug bei ihm plötzlich in anderer Richtung durch.

Er widmete sich wie besessen kriminalistischen Studien — Onkel und Tanten rangen die Hände — aber es half nichts: Ralph Moon wurde Detektiv.

Das Geschäft der Väter leitete nun sein jüngerer Bruder, er aber schlug sich mit Dieben, Mördern und Hochstaplern herum und war glücklich dabei; denn befriedigen, ausfüllen kann einem nur der Beruf, zu dem man — berufen ist. — —

*

Ralph Moon blinzelte behaglich in die Sonne. Es gefiel ihm — wie immer, wenn er herkam — ausgezeichnet in Monte! Ein wundervolles Stückchen Erde, das keine Enttäuschung bringt — abgesehen von den unfehlbaren Spielsystemen. So hat man sichs vorgestellt. Hier ist selbst die Natur luxuriös elegant und der kitschigste Luxus naturhaft schön!

Ralph Moon war ein begeisterter Naturfreund; hatte er auch wirklich viel gesehen, war ihm doch blasierte Gleichgültigkeit fremd. Mit offenen Augen nahm er die Pracht dieses Rivierasonnentages in sich auf, studierte aber auch mit Interesse die buntzusammengewürfelte Gesellschaft dieses fashionablen Platzes, aus der sich ein Großteil seiner „Klienten" rekrutierte.

Neben feudaler Gediegenheit blähte sich Talmi-Eleganz. Neben stoischen Dollarmagnaten, deren Scheckbuch durch keinen Spielverlust ins Wanken zu bringen ist, machten sich Hasardeure des Lebens breit, neben Vertreterinnen der großen Welt, mehr noch solche der „halben". Schwer zu unterscheiden für ein untrainiertes Auge.

Nein — Ralph Moon langweilte sich nicht, wenn er auch einsam und allein an seinem Tischchen saß.

(Fortsetzung folgt.)